

Stefan Groth

Wettbewerb ums Mittelmaß?

Kompetitive Orientierungen im Breitensportlichen Rennradfahren

Einleitung

Mit dem Begriff des Wettbewerbs – zumal des sportlichen Wettbewerbs – wird eine Handlungs- und Bewertungslogik bezeichnet, die auf der Distanzierung zwischen unterschiedlichen Akteuren beruht. Eingeordnet werden SportlerInnen in jene, die als Ergebnis sportlicher Wettbewerbe überlegen sind und jene, die in Beziehung zu besser platzierten SportlerInnen langsamer laufen, weniger Tore schießen, später ins Ziel kommen oder weniger weit werfen. Auf den ersten Blick scheint diese Logik eindeutig und mit klaren Kriterien, Maßstäben und Regeln verbunden zu sein, die für unterschiedliche Sportarten oder Wettbewerbsformate Gültigkeit haben: Angestrebt wird die Spitze, also eine Distanzierung, bei der man selbst *vor* allen anderen rangiert. Die Formulierung von Wettbewerbsreglements ist illustrativ für solche Festschreibungen von Kriterien der Legitimität oder Illegitimität, die darüber entscheiden, wer aus dem Wettbewerb als SiegerIn und wer als VerliererIn hervorgeht. Für Ereignisse wie ein Fußballspiel oder ein Radrennen im Spitzensport ist auf Grundlage solcher Regeln damit klar: entweder man gewinnt, oder man verliert. Zweifelsfrei liegt in einer solchen idealtypischen „Sieg / Niederlage“-Codierung (Rigauer 2006: 64) des Sports auch eine Verkürzung – nicht alle FahrerInnen bei Radrennen setzen sich den Sieg als Ziel, nicht alle LäuferInnen bei einem Marathon wollen und können gewinnen. Als Ziele kommen hier alternativ Platzierungen unter den ersten zehn, eine Zeit unter drei Stunden, eine gute Teamleistung oder das Ankommen in Frage. Sie werden zwar nicht als Sieg, aber dennoch als Erfolg interpretiert. Für den Sport ist daher argumentiert worden, dass eine differenziertere Betrachtungsweise von Wettbewerbslogiken notwendig ist, da binäre Unterscheidungen in Sieg / Niederlage nicht hinreichend sind, um die Komplexität von Bewertungen, Erfolg und ‚angemessener‘ Leistung zu erfassen (Schulze 2005; Stichweh 1990). Diese Differenzierung erscheint umso notwendiger, wenn es nicht um SpitzensportlerInnen geht, sondern um Akteure im Breiten- und Freizeitsport, für die der Sieg im Wettbewerb in den meisten Fällen nicht im Mittelpunkt ihrer sportlichen Bestrebungen steht, sondern etwa der Spaß am Sport, eine ‚gute‘ Leistung und körperliche Fitness. Wohlgermerkt nehmen sie aber dennoch an unterschiedlichen Wettbewerbsformaten teil: an Volksläufen, Marathons, Radrennen, Tennis-, Fußball- oder Golfturnieren. Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Verständnis sieht den Wettbewerb als kulturelle und soziale Praxis, bei der es um das Ordnen von Differenz geht (Tauschek 2012: 191). Über Leistungen im Wettbewerb wird eine abgestufte Ordnung zwischen unterschiedlichen Akteuren hergestellt und legitimiert. Mit einer solchen Betrachtungsweise geraten nicht nur SportlerInnen in den Blick, die den Sieg anstreben, sondern auch solche, denen es um die Ver-

besserung der eigenen Leistung, das Mithalten mit dem Mittelfeld, das Abschneiden im Vergleich mit TrainingspartnerInnen oder SportlerInnen der eigenen Altersklasse geht. Wettbewerbe werden dabei nicht als isolierte Formate verstanden, sondern als eingebettet in allgemeine Wettbewerbslogiken und -formen (Nullmeier 2002; Duret 2009; Tauschek 2012, 2013) einer ‚Wettbewerbs-‘ oder ‚Konkurrenzesellschaft‘, in der Kompetitivität alltäglich ist. Danach sind die kompetitiven Orientierungen von Akteuren im Breiten- wie auch im Spitzensport nicht auf explizite Wettbewerbe beschränkt, sondern erstrecken sich auch auf andere Lebensbereiche.

Im vorliegenden Beitrag wird am Beispiel des breitensportlichen Rennradfahrens eine solche empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektive auf kompetitive Orientierungen diskutiert, die neben Wettbewerbsformaten auch weitere Situationen in die Analyse miteinbezieht. In meinen Forschungen zu diesem Bereich zeigt sich eine Vielzahl unterschiedlicher und sich überlappender Motive der SportlerInnen, die sich nicht auf eine Unterscheidung in Sieg / Niederlage reduzieren lässt. Motive wie der Ausgleich vom Berufs- oder Familienleben, der Spaß am Sport, das Naturerleben oder das gemeinsame Sporttreiben mit FreundInnen spielen hier eine große Rolle. Das heißt jedoch nicht, dass kompetitive Orientierungen in diesem Bereich abwesend sind. Es lässt sich – etwa im Rahmen sogenannter *Jedermannrennen* – eine sozialkomparative Orientierung konstatieren, die sich Platzierungen im Mittelfeld zum Ziel setzt. Es gibt zwar eine große Leistungsbereitschaft und einen hohen Trainingsaufwand unter den BreitensportlerInnen, die an solchen Rennen teilnehmen, aber zugleich in zunehmendem Maß eine Wettbewerbsorientierung, die sich entweder ‚nur‘ an der eigenen Leistungsentwicklung (also an der Steigerung der eigenen Leistung von Saison zu Saison oder von Rennen zu Rennen) oder an vergleichbaren Gruppen im Nahbereich orientiert – die eigene Altersklasse, SportlerInnen, die eine ähnliche Erfahrung haben oder die eigene Trainingsgruppe.

Orientierungen zur Spitze hingegen – abgesehen von stark leistungsorientierten und inzwischen oftmals in semiprofessionellen Teams organisierten SportlerInnen – sind selten. In diesem Bereich hat man es – so eine These dieses Beitrags – zum Teil mit einem Wettbewerb ums Mittelmaß zu tun, der sich positiv nach oben und unten abgrenzt: zur Spitze mittels einer Stratifizierung von Motiven, die den Wettbewerb eher im Hintergrund verortet und Aspekte wie den Ausgleich vom Berufsleben oder gesundheitliche Gründe in den Vordergrund stellt. Stattdessen lassen sich relative Vergleichsdimensionen feststellen, wie die Verbesserung der eigenen Zeit oder das in Beziehung Setzen zu Leistungs- und Sozialgruppen, die ‚realistische‘ Vergleichsgrößen darstellen. Ein Erreichen solch relativer Ziele wie die Zugehörigkeit zum sportlichen Mittelfeld ist nichtsdestotrotz hochgradig voraussetzungsvoll und beinhaltet eine Abgrenzung nach unten, also gegenüber schlechteren SportlerInnen. Eine Verfolgung von absoluten Zielen der Spitze hingegen wäre für viele SportlerInnen nicht effizient, da sie mit zu hohen Risiken, zu hohem Aufwand oder mitunter auch der Einsicht verbunden wäre, dass man die Spitze in diesem sportlichen Feld einfach nicht erreichen kann. Dieser Wettbewerb um das Mittelmaß im Breitensport geht einher mit einer Selbstbeschränkung auf mittlere Ziele. Es werden keine absoluten Ziele gesetzt, die in Konkurrenz zu anderen Akteuren erreicht werden sollen, sondern es findet eine Relativierung von Zielen in Beziehung zu anderen Akteuren statt, die Gleiches oder

Ähnliches zu leisten vermögen. Die Orientierung am Mittelmaß ist hier entsprechend relational zu verstehen und zudem dynamisch: Verbessert sich die eigene Leistung oder nimmt der Trainingsaufwand ab, kann damit einhergehend auch eine Steigerung oder Senkung des mittleren Maßes vorgenommen werden. Auch wenn sich die von mir in den Blick genommenen BreitensportlerInnen also nicht an der Spitze orientieren und sich zum Teil eine Tabuisierung kompetitiver Formen beobachten lässt, so spielt Kompetitivität doch eine Rolle – allerdings nicht absolut, sondern relational.

Im Freizeit- und Breitensport gibt es zum einen klare Wettbewerbsformate wie Jedermannrennen oder Hobbyklassen im Rahmen von Lizenzrennen. Darüber hinaus jedoch lassen sich zum anderen auch kompetitive Formen jenseits dieser expliziten Formate feststellen, die für ein Verständnis von Kompetitivität wesentlich sind. Damit meine ich z. B. Situationen bei gemächlichen Trainingsausfahrten oder beim Radwandern, in denen beim Sprint um die nächste Bergkuppe kompetitive Handlungsmuster in den Vordergrund treten. Auch generelle kompetitive Orientierungen, bei denen versucht wird, über einen längeren Zeithorizont besser als ein Trainingspartner oder Sportler in derselben Altersklasse zu werden, fallen unter solche Handlungsmuster jenseits fixer Wettbewerbsformen. Mit dem Begriff des *Wettbewerbs* möchte ich in diesem Beitrag daher spezifische Formate bezeichnen, in denen SportlerInnen nach expliziten Regeln miteinander konkurrieren. Die Begriffe *Kompetitivität* und *kompetitiv* hingegen werden als allgemeinere und übergreifende Handlungsorientierung verstanden, die nicht auf den Sport beschränkt ist. Diese Sichtweise geht im Anschluss an den französischen Soziologen Pascal Duret und andere davon aus, dass Konkurrenz als konkretes und fast omnipräsentes System verstanden werden kann (Duret 2009), das alle Bereiche des Alltagslebens durchdringt. Als Handlungsorientierung und Deutungsmuster ist Konkurrenz nach einem solchen Verständnis nicht auf spezifische Wettbewerbsformate beschränkt, sondern zeigt sich auch in impliziten und subtilen Formen, die nicht institutionalisiert und nur in geringem Maße formalisiert sind. Nicht nur im Sport, sondern z. B. auch im Berufsleben oder in der Schule haben kompetitive Formen demnach legitimierende Wirkung für Ordnungen, weil sie Differenz nicht als willkürlich, sondern als Ergebnis kompetitiver Prozesse erscheinen lassen. Positionsunterschiede werden – zumindest teilweise – nicht etwa über Herkunft erklärt, sondern über spezifische Leistungserbringungen in unterschiedlichen Kontexten. Diese personalisierende Ebene der Kompetitivität hat einen Einfluss auf Formationen des Selbst: Die ständige Teilnahme an kompetitiven Formaten ist Affirmation gesellschaftlicher Normen und Subjektivierung zugleich. Sie bestätigt die kompetitive Logik, greift sie als Subjektivierung auf und fügt sie in subjektive Deutungen und als individuell verstandene Handlungsorientierungen ein (vgl. Bröckling 2008). Eine solche Sichtweise geht von einer Pluralisierung kompetitiver Formen aus, die nicht an spezifische Regeln oder Formate gebunden ist, sondern als grundlegende Handlungslogik in vielfältiger Form auftreten kann. Ein kulturanthropologischer Zugriff auf diese Dynamik kann, ausgehend von der Annahme, dass „[a]lltägliche Lebenswelten [...] zunehmend von Logiken des Wettbewerbs durchwirkt“ (Tauschek 2012: 179) werden, dazu beitragen, unterschiedliche Formatierungen und Formen der Kompetitivität in ihrer soziokulturellen wie auch subjektivierten Dimension zu fassen. Damit lässt sich beispielsweise für den Breitensport Kompetitivität nicht auf spezifische kompetitive

Formate wie etwa Jedermannrennen, Zeitfahren oder ähnliche Veranstaltungen reduzieren. Auch weitergreifende, zum Teil nur diffus kompetitiv erscheinende Orientierungen und subjektive, relationale und situative Aspekte geraten so in den Blick – und damit insbesondere auch BreitensportlerInnen und ihre je subjektivierten Verhältnisse zur Kompetitivität.

Der vorliegende Beitrag nimmt von einer solchen Konzeption von Kompetitivität ausgehend segmentierte kompetitive Orientierungen im Bereich des freizeitsportlichen Rennradfahrens in den Blick. In diesem Bereich können Wettbewerbe als sozialkomparative Praktiken von SportlerInnen verstanden werden, die sich nicht an einer absoluten Spitze, sondern vor allem an relativen Kriterien orientieren können. Der Fokus liegt dabei nicht auf SportlerInnen, die Rennen aufgrund ihrer Leistungsfähigkeiten tatsächlich gewinnen können¹, sondern auf Breiten- und FreizeitsportlerInnen, für die Platzierungen im Mittel- oder Schlussfeld realistisch sind und die sich in vielen Fällen positiv auf ein mittleres Maß beziehen. Damit trägt er Prozessen der Pluralisierung, Personalisierung, Relationierung und situativen Bestimmung von Kompetitivität Rechnung. Der Beitrag beleuchtet dafür zunächst einige Aspekte, die mit dieser Orientierung am Mittelmaß einhergehen und diskutiert die Frage, inwieweit hier auch von einem Wettbewerb ums Mittelmaß gesprochen werden kann. Dabei werden in einem ersten Schritt sportspezifische Gradualisierungen von Sieg / Niederlage-Codierungen diskutiert und um eine empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektive erweitert, die soziokulturelle Interpretationen und Handlungsmuster berücksichtigt. In einem nächsten Schritt werden Motivpluralisierungen im Breitensportlichen Rennradsport zum Thema gemacht, die nicht auf kompetitive Motive beschränkt sind und beispielsweise gesundheitliche oder soziale Funktionen beinhalten. Vor diesem Hintergrund wird der Zusammenhang zwischen expliziten Wettbewerbsformaten und anderen Formen des Sporttreibens sowie der Einfluss von situativen Faktoren und ephemeren Stimuli auf kompetitive Orientierungen in den Blick genommen. Abschließend wird die Konstruktion von Vergleichsdimensionen im Breitensport näher beleuchtet, bei der SportlerInnen sich mit bekannten oder unbekanntem Akteuren in Beziehung setzen oder sich in unterschiedlichen Kategorien wie Alters- oder Leistungsklassen verorten. Im Zentrum steht dabei die Frage, inwieweit und wie BreitensportlerInnen nicht nur um die Spitze, sondern auch um ein Mittelmaß konkurrieren.

1 Diese Begrenzung hat unterschiedliche Gründe. So sind neben der Bereitschaft, Zeit und Geld für Training, Trainingsmaterial und Teilnahme an Wettkämpfen aufzuwenden, auch die SportlerInnenbiografien – wie lange, seit welchem Alter und in welcher Intensität eine Sportart oder vergleichbare Aktivitäten ausgeübt werden –, das individuelle Talent von SportlerInnen und spezifische Motivkonstellationen zu beachten. Wichtig an dieser Stelle ist, dass die Begrenzung nur in seltenen Fällen absolut ist, also eine mangelnde Fähigkeit nach Ausschöpfen aller materiellen und immateriellen Ressourcen der Grund für ein schlechtes Abschneiden ist.

Sieg oder Niederlage: Sportspezifische Gradualisierung von Codes

Aus systemtheoretischer Perspektive kann für das Sportsystem die Unterscheidung zwischen „Leisten / Nicht Leisten“ (Anders 2008: 9) als Primärkode verstanden werden, die sich im Leistungssport zu einer „Sieg / Niederlage-Codierung“ (Rigauer 2006: 64; Bette und Schimank 1995) steigert, bei der am Ende des sportlichen Wettbewerbs ein Entweder-oder steht: Entweder ein Individualsportler oder ein Team gewinnt nach sportspezifischen Metriken oder es unterliegt. Jedoch ist auf Prozesse der Ausdifferenzierung hingewiesen worden, wonach in je spezifischen Sportarten als soziale Systeme Binnendifferenzierungen zu beobachten sind, die die rigide Unterscheidung in GewinnerInnen und VerliererInnen situationsspezifisch relativieren (Schulze 2005: 259f). Für den Leistungssport kann beispielsweise davon ausgegangen werden, dass nicht alle AthletInnen ihre Trainingsleistungen oder Ambitionen auf den Sieg ausrichten oder individuelle Niederlagen als negative Ergebnisse deuten. Das liegt zum Beispiel in sportspezifischen Konstellationen begründet, in denen etwa im Rennradsport HelferInnen (wie AnfängerInnen in Sprints oder „WasserträgerInnen“, die Team-KapitänInnen unterstützen) oder NachwuchsfahrerInnen eine wesentliche Rolle für Teamstrategien spielen, aber nur in Ausnahmefällen die Gelegenheit bekommen, um den Sieg mitzufahren.² Zwar kann damit ein Gewinn im sportlichen Wettbewerb nicht kompensiert werden und die einordnende Vergleichslogik bleibt in einem absoluten Sinne bestehen. Über eine binäre Codierung hinaus bestehen aber graduelle Einordnungen (Stichweh 1990), die für den jeweiligen Sportler oder die jeweilige Sportlerin bedeuten, dass auch der Nicht-Sieg als Nicht-Niederlage gedeutet werden kann. Dies ist nicht als vollständiger Rückfall auf den Primärkode „Leisten / Nicht Leisten“ zu verstehen, sondern vollzieht sich innerhalb der Unterscheidung zwischen Sieg und Niederlage. Schulze spricht hier mit Bezug auf die Leitsemantik des Sportsystems von der Unterscheidung zwischen „überlegener / unterlegener Leistung“ (Schulze 2005: 40), bei der Differenzen erzeugt und Ergebniskorrelate freigesetzt werden. Diese Differenzen bedürfen der Interpretation, die sich zum Teil auf verbindlich festgelegte Metriken beziehen kann, also zum Beispiel eine bestimmte Leistung zwar nicht als Sieg, aber aufgrund von quantitativen Kriterien als objektiv überlegen markiert.

Die relative bessere Platzierung – beim Rennradfahren insbesondere durch eine schnellere Zeit bestimmt – alleine gibt dabei zwar theoretisch Auskunft über Leistung im Wettbewerb, ist aber nicht sonderlich aussagekräftig. Eine interpretativ-hermeneutische Herangehensweise, die diese Differenzen als soziokulturell eingebettet und bedeutsam begreift, vermag an dieser Stelle systemtheoretisch fokussierte Codierungen um subjektive und kulturell vermittelte Dimensionen zu ergänzen. Damit wird verständlich, dass eine Platzierung unter den ersten zehn Fahrern auf einer Tour de France-Etappe oder beim Eintagesrennen Paris-Roubaix zwar nicht den Sieg im sportlichen Wettbewerb, jedoch eine angesehene Leistung bedeutet, die nicht nur subjektiv, sondern auch im Sportsystem mit hohem Prestige und der Eröffnung von Möglichkeitsräumen (Sponsoring, Angebote von Teams, bessere Position in der eigenen

2 Anders als z. B. beim Fußball ist der Rennradsport dadurch ausgezeichnet, dass Teamleistungen zwar für Sponsoring oder Prestige wichtig sein, Siege jedoch in den meisten Fällen einzelnen SportlerInnen zugeschrieben werden.

Mannschaft) einhergeht. Darauf verweist unter anderem auch die Arbeit von Roland Barthes über die homerische Geographie der Tour de France: das Radrennen als Epos, die Radfahrer als Krieger der Ilias, deren Anstrengung und Leiden über dem stehend, was Normalsterbliche leisten können – eine in die sportliche Leistung eingeschriebene Energetik des Spirituellen (Barthes 2010). Die Leistung oder Anstrengung entzieht sich hier der direkten Vermittlung, der unbedingten Erfahrung und Reproduktion, kann nicht skaliert und in binäre Codierungen verpackt werden. Ein wesentlicher Teil der Empfindung verbleibt damit im Bereich subjektiver oder gruppenspezifischer Deutungen, Prädispositionen oder Motivationen. An dieser Stelle wird deutlich, wie binäre Codierungen in ihrer Aussagekraft zwar Primärlogiken fassen und über graduelle Differenzierungen sport- und fallspezifisch konkretisieren können, jedoch in dem Sinne begrenzt sind, dass sie die jeweils soziokulturell vermittelten Interpretationsleistungen nicht abbilden können. Hierzu gehören komplexe Medialisierungen von Leistungskriterien, die im Breiten- und Freizeitsport in noch höherem Maße als im Spitzensport bedeutsam sind für die individuelle und soziale Verortung von Leistung. Ob also eine Leistung als erfolgreich angesehen wird oder nicht, hängt ab vom sozialen Umfeld, der individuellen SportlerInnenbiografie, von kulturellen Tradierungen oder sportspezifischen Formaten – und letztlich auch von idiosynkratischen Faktoren. Diese Annahme einer Eingebettetheit von sportlicher Leistung in soziokulturelle Interpretationsmuster bedeutet nicht notwendigerweise ein Unterlaufen von Wettbewerbslogiken oder binären Codierungen in Sieg und Niederlage, vermag jedoch den Stellenwert sportlicher Leistung in ihrer gesellschaftlichen Dimension zu verdeutlichen.

Erst über die Verortung von Leistung nicht nur in sportsystemimmanenten Vergleichslogiken, sondern auch in soziokulturellen Zusammenhängen wird deutlich, wie Konkurrenzverhältnisse konfiguriert sind und welche Faktoren dabei eine Rolle spielen. Um es zugespitzt an einem Beispiel zu formulieren: Der Sieg eines unsympathischen Sportlers mag in der Logik des Sportsystems als Erfolg codiert sein; hingegen kann der auf dem zweiten Platz Landende konnotiert werden als ‚echter Sieger‘, dem zwar nicht der Sieg im Sinne der Primärcodierung zukommt, der aber aus seiner subjektiven Perspektive wie auch aus Sicht seines Umfeldes wie der *eigentliche* Sieger gefeiert wird. Dies ändert nichts an der Frage, wer innerhalb der Logik des Sportsystems gewonnen hat. Idealisierte Typologien des Wettbewerbs sind in der Lage, diese Fragen auch differenziert jenseits einfacher Sieg / Niederlage-Codierungen herauszupräparieren. Diese sind jedoch teils überformt vom subjektiven und soziokulturell vermittelten Umgang mit Codierungen von „Sieg / Niederlage“, „Leisten / Nicht Leisten“ oder „überlegener / unterlegener Leistung“. Bedeutsam ist zudem, wie kompetitive Handlungsorientierungen übergreifend konfiguriert sind, also beispielsweise nicht nur im Sportsystem selbst zum Ausdruck kommen, sondern darüber hinaus auch in anderen Bereichen, die für die Ausübung sowohl des Spitzen- wie auch des Breiten- und Freizeitsports relevant sind: das soziale und sportliche Umfeld, ökonomische Sphären oder auch kulturelle Tradierungen.

Konfigurationen des Sports sind integraler Bestandteil von Alltagskultur, die von Änderungsprozessen betroffen sind, sowohl was die Zuschreibungen als auch die tatsächlichen Materialisierungen mit Bezug auf Wettbewerbsmuster betrifft. Dies verdeutlicht, dass sowohl die Gewordenheit von kompetitiven Logiken als auch deren

Randbedingungen in den Blick genommen werden müssen, um „Sport als Kultur“ (Hitzler 1991) analysieren zu können. Hierzu gehört auch die Historizität sportlicher Formate und Handlungsorientierungen im Sport, die Auskunft über sportspezifisch je relevante oder legitime Deutungs- und Handlungsmuster geben kann. So können für das breiten- und freizeitsportliche Rennradfahren unterschiedliche Phasen benannt werden, in denen kompetitive Handlungsorientierungen teils im Hintergrund bleiben, teils in den Vordergrund treten und teils explizit aus der Bandbreite an gewünschten Äußerungen ausgeschlossen werden. Das Verhältnis zwischen Breiten- und Freizeitsport und Wettbewerbsorientierungen war, betrachtet man insbesondere die Zeit ab ca. 1945, zunächst von stark kompetitiven Mustern geprägt und vor allem fokussiert auf junge, männliche Sporttreibende. Mit dem ab ca. 1970 einsetzenden Inklusionsparadigma *Sport für alle* wandelte sich diese Ausrichtung. Sogenannte *Radtourenfahrten* (RTF) und allgemeiner radtouristische Angebote wurden zu populären Formaten, in denen der Wettbewerbsgedanke keine große Rolle spielte. Dies zeigt sich auch noch in jüngeren Auslassungen des *Bund Deutscher Radfahrer* (BDR), der skizziert, dass der sportliche Wettbewerb nicht Teil des Breiten- und Freizeitsports sei, sondern Fitness, Spaß und Beisammensein oder der Kontakt mit der Natur als die maßgeblichen Faktoren zu betrachten seien (Groth 2014). Diese ‚Verbannung‘ von Wettbewerbsgedanken aus dem Freizeitsport folgt dabei einer Unterscheidung von Arbeit und Freizeit, die Leistungsorientierungen *außerhalb* des Sports verortet und für diesen Bereich gewissermaßen eine Freiheit von Leistungsdruck und auch Kompetitivität setzt. Gegen solche ‚romantisierenden‘ Sichten auf den Sport, die in diesen Äußerungen deutlich werden, hat zum Beispiel Bero Rigauer Ende der 1960er Jahre eingewendet, dass es sich bei Arbeit und Freizeit nicht um separate Praxissysteme handelt, sondern dass beide der gleichen Logik folgen (Rigauer 1969). Die Planung, Struktur und Messung im Sport und in der Arbeit folgen demnach denselben Rationalisierungsprinzipien und das Leistungsprinzip nimmt eine zentrale Rolle ein. Während Rigauer seine Überlegungen insbesondere auf den Spitzensport bezieht, lassen sich auch für den Breitensport solche Überschneidungen feststellen. Insbesondere die Strukturierung des Sports über Trainingspläne, das Trainieren auf einen bestimmten Wettbewerb hin oder auch die Einplanung von Freizeitsport in den Alltag basieren auf rationalen Prinzipien und sind auf die Erbringung von Leistung ausgerichtet. Mit Habermas lässt sich überdies die Verflechtung zwischen Arbeit und Freizeit in einer weiteren Dimension verstehen: Ein „suspensives“ oder „kompensatorisches“ Freizeitverhalten folgt demnach einer instrumentellen Logik, da es auf die Erhaltung von Arbeitskraft hin gedacht ist (Habermas 1958). Die ‚Nutzenfunktionen‘ des Sports, zu denen auch die Erreichung allgemeiner Fitness und Sportlichkeit (Kaschuba 1989; vgl. auch Groth und Krahn 2017: 4) oder die Distinktion über den Sport (Bourdieu 1986) gehören, verweisen damit – je nach Lesart – auf eine zunehmende Entdifferenzierung zwischen den Sphären von Arbeit und Freizeit (Schönberger 2003) oder auf grundlegend geteilte Logiken (Rigauer 1969).³ Auch gesellschaftliche Debatten über gesundheitliche

3 Allerdings sind, so etwa Rigauer (1969) und Habermas (1958), instrumentelle Vernunft und somit auch Leistungsdenken und Wettbewerbsorientierung ohnehin zentralen Komponente von Freizeit- und Profisport, so dass weniger von einer Entdifferenzierung, sondern von einer grundlegenden Ähnlichkeit gesprochen werden kann.

Vorteile des Sports oder über Ideale von Sportlichkeit in einer „Ergebnisgesellschaft“ (Bausinger 2015) oder die Annahme einer „postfordistischen Disziplinierung“ von Körpern (Graf 2013) zeigen: Die Verbannung von Leistungs- und Wettbewerbsgedanken aus dem Breitensport mag zwar diskursiv plausibilisiert werden, lässt sich jedoch empirisch schwer belegen (Krahn/Groth 2017: 464). Kompetitive Motive finden sich deutlich in Mikroaspekten und Rhetoriken, die individuelle Wettbewerbsorientierungen zunächst verneinen mögen.

Die Arbeit am Selbst (Boltanski 1990; Duret 2009) oder Versuche der Selbstoptimierung (Bröckling 2008) als Teil kompetitiver Formen vollzieht sich auch, wenn eine explizite Teilnahme an Wettbewerben marginal und zu einem bestimmten Grad tabuisiert bleibt. In den letzten Jahren lässt sich davon unbenommen ein Anstieg von Formaten beobachten, die insbesondere den kompetitiven Charakter in den Vordergrund stellen. Zum einen zeigen sich stark kompetitive Orientierungen auch in Radtourenfahrten, was von Verantwortlichen des BDR bemängelt wird (BDR 2013); zum anderen sind dezidierte Formate wie Jedermannrennen inzwischen an Dichte und Teilnehmerzahl deutlich gewachsen.⁴ Semi-professionelle Teams mit Sponsoren stossen in diesem Rahmen auf Freizeitradler mit geringer Erfahrung. Es treffen hier also Prozesse der Professionalisierung mit Prozessen der *Eventisierung* (Berking/Neckel 1993) und Inklusion zusammen, was ein Aufeinanderprallen unterschiedlicher kultureller Praxismuster nach sich zieht. Das führt zu Konflikten zwischen langsameren Genußradlern und schnelleren ergebnisorientierten Fahrern in den Rennen, in denen Wettbewerbsmuster auf Performanzmuster übertragen werden, die eigentlich durch andere kulturelle Muster – gesellige oder erholsame Ausfahrten – besetzt sind. Die Popularisierung von Leistungsprinzipien im Freizeit- und Breitensport ist für einen solchen Wandel wesentlich.⁵ Der sportliche *Wettbewerb* ist dabei zum einen formatgebunden, also gekoppelt an Veranstaltungen wie Jedermannrennen, die bestimmten Regeln unterliegen und in denen die Erzeugung von Leistungsdifferenzen als Ziel definiert wird – Rennen in unterschiedlichen Formen also, bei denen Fahrer nach festgelegten Kriterien am Wettbewerb teilnehmen. Diese Rennen haben in den letzten Jahren stark an Popularität gewonnen. Zum anderen sind aber auch *kompetitive Orientierungen* zu beachten, die losgelöst von solchen Formaten existieren – wohlgemerkt bereits seit längerer Zeit. Solche situativen oder ungebunden kompetitiven Orientierungen finden ihren Ausdruck beispielsweise in spontanen „Ortsschildsprings“, bei denen SportlerInnen auf eigentlich nicht-kompetitiven Ausfahrten darum konkurrieren, wer zuerst den Ortseingang bestimmter Ortschaften erreicht – auf diesen Punkt wird im weiteren Verlauf dieses Beitrages noch genauer einzugehen sein. Für den Breiten- und Freizeitsport sind Wettbewerb und kompetitive Orientierungen als Zusammenspiel zwischen unterschiedlichen Elementen zu begreifen. Hierzu gehören zwar auch Primär- oder Sekundärcodierungen zwischen „Sieg / Niederlage“, „Leisten / Nicht Leisten“ oder „überlegener / unterlegener Leistung“ und darin enthaltene graduelle Unterschiede und Differenzierungen. Zusätzlich sind jedoch soziokulturelle und idiosynkratische

4 An Jedermannrennen, die von Frühling bis Herbst an fast jedem Wochenende in Deutschland und Österreich stattfinden, nehmen zum Teil über 20.000 TeilnehmerInnen teil.

5 Zu nennen sind neben große urbanen Events auch entsprechende Konsummuster, ein intensives Sportmarketing und auch Sponsoringangebote für BreitensportlerInnen.

Interpretationen zu beachten, sowie die Dynamik zwischen bestimmten Formaten und grundlegenden kompetitiven Orientierungen oder historische Entwicklungen, die empirisch-kulturwissenschaftlich gefasst werden müssen.

Motivpluralisierungen: Konkurrenz als nachgeordnete Handlungsorientierung

Im Breiten- und Freizeitsport können „Sieg / Niederlage-“ aber auch „Leisten / Nicht Leisten“-Codierungen temporär wirkmächtig und für ambitionierte Sportler auch handlungsleitend werden. Ihr Status als primäre Orientierungen ist für diesen Bereich allerdings aus unterschiedlichen Gründen fraglich. Hier sind Gradualisierungen von Codes deutlich differenzierter und verwoben mit weiteren Vorstellungen von Leistung oder Freizeit – die klare Trennung etwa in „Leisten“ und „Nicht Leisten“ fasst aufgrund der Spezifik des Breiten- und Freizeitsports nicht die Breite und Überschneidung unterschiedlicher Motivationen und Orientierungen. Auch wenn SportlerInnen an den in diesem Beitrag betrachteten Wettbewerbsformaten teilnehmen, in denen Siegerehrungen, Preisgelder und Urkunden mit Platzierungen nach Geschlecht und Altersklasse eine Rolle spielen, so ist das Verhältnis zwischen kompetitiven und nicht-kompetitiven Zielen deutlich fragiler. Freizeit- und BreitensportlerInnen mögen zwar insgeheim Ambitionen auf den Sieg in breitensportlichen Formaten hegen und diesen in vereinzelt Fällen auch in „Volksläufen“, „Jedermannrennen“ oder in ihren Altersklassen erreichen. Für die Mehrzahl der BreitensportlerInnen sind eine Optimierung der eigenen Leistung im Sinne einer Steigerung oder auch ein besseres Abschneiden bei Rennen jedoch wichtigere Ziele, die sie verfolgen. Auch spielt hier die soziokulturelle Eingebettetheit des Sports eine Rolle, die ihren Ausdruck etwa in unterschiedlichen Motiven sowohl der generellen Sportausübung wie auch der Teilnahme an Wettbewerben findet – hierzu kann wohlgerne auch das Streben nach Erfolg im Wettbewerb gehören. Eine Annäherung an Handlungsorientierungen wie auch an subjektive Deutungen in diesem Bereich erfordert es, über idealtypische Setzungen von Wettbewerbsformen einen Blick auf die Dynamiken zwischen kompetitiven und anderen Motiven zu richten.

Bei den von mir untersuchten breitensportlichen RennradfahrerInnen bleibt die Teilnahme an Wettbewerben als solche allerdings eher im Hintergrund und ist nicht die zentrale Motivation für die Ausübung des Sports. Ergänzend werden nicht-kompetitive Aspekte als Gründe für die sportliche Betätigung angeführt. Der Volkskundler Ronald Lutz weist für den Bereich des Volkslaufes auf dieses Verhältnis zwischen kompetitiven Orientierungen und anders gelagerten Motiven hin:

„Laufen wird zum Werkzeug der Weltaneignung, sprengt scheinbar die leistungssportliche Zwecksetzung und verdichtet sich zum Mittel der Selbsterfahrung, der Selbstaufwertung, des Rückzugs, der Therapie, der Körpererfahrung, des Natürlichkeitsbedarfs, der Authentizitätssuche und der Erlebnisausweitung.“
(Lutz 1989: 200)

Instrumentelle Motive wie der Abbau von Stress, das Abschalten, der Ausgleich vom Berufs- oder Familienleben über die körperliche Aktivität, gesundheitliche Gründe oder auch die Übertragbarkeit von Fitness in andere Lebensbereiche – z. B. in das Berufsleben – werden als Anreize für den Sport gesehen. Solche Äußerungen von Motiven auch jenseits der Konkurrenz knüpfen an Freizeit-, Ausgleichs- und Inklusionsparadigmen des Breitensports an, die in Debatten über Sportausübung eine wichtige Rolle spielen und als Handlungsorientierung dienen können. Es gibt in diesem Bereich ein breiteres Angebot an Interpretationen, auf das für die Plausibilisierung der Sportausübung zurückgegriffen werden kann und das auch ambitioniertere Orientierungen einordnet. Hierzu gehört auch die Sozialisationsfunktion des Sports, also der Verein, die Trainingsgruppe oder auch Kontakte in den sozialen Medien, mit denen ein Austausch in und über Trainings- und Wettbewerbsleistungen stattfindet. Zudem sind der Spaß am Sport sowie ein Naturerleben wichtige Motive, die von Freizeit- und BreitensportlerInnen angeführt werden. Kompetitive Orientierungen sind hierdurch nicht ausgeschlossen, stellen jedoch – abgesehen von unterschiedlichen expliziten Wettbewerbsformaten – keinen primären Deutungsrahmen für sportliche Aktivitäten dar. Leistung wird hier, so Lutz, „relativiert, privatisiert und intimisiert; sie wird zum Inhalt individuellen Wohlbefindens, steht gleichberechtigt neben anderen Bedeutungen, die regelmäßigem Laufen zugesprochen werden. Man erreiche ein größeres Wohlbefinden, emotionale Ausgeglichenheit und ein besseres Selbstgefühl“ (ebd.).

Es lässt sich im Zusammenhang mit diesen Entwicklungen eine Pluralisierung von unterschiedlichen Motiven feststellen, bei der Erfolg im Wettbewerb oder kompetitive Orientierungen vor allem hintergründig sind: zu gewinnen, einen Zweiten im direkten Vergleich zu schlagen oder neue Bestzeiten aufzustellen sind also Teil einer solchen Motivpluralisierung, jedoch zusammen mit einer breiten Palette an anderen, nicht-kompetitiven Motiven. Zu beobachten ist in diesem Bereich des Breiten- und Freizeitsports eine Pluralisierung von Motiven und damit auch eine Pluralisierung von Möglichkeiten, im Rahmen sportlicher Aktivitäten Ziele zu verfolgen und auch zu erreichen. Zwar zeigen sich in den von mir geführten Interviews die Präsenz von kompetitiven Orientierungen und die Bereitschaft, sich mit anderen FahrerInnen zu messen. Diese Orientierungen folgen jedoch nicht übergreifenden und formalisierten Maßstäben, sondern unterliegen der subjektiven und situativen Aushandlung. Zu der Pluralisierung kommt entsprechend auch eine Personalisierung von kompetitiven Motiven, die sich weniger an sozialen Gruppen oder gruppenspezifischen Merkmalen, sondern an individuellen Deutungen orientiert. Pascal Duret spricht hier von „multiples épreuves de grandeur“, über die Ziele positiv bestimmt und erreicht werden können:

„À l’opposition légitime et illégitime qui délimitait le seul champ possible de la compétition chez P. Bourdieu, Luc Boltanski préfère un modèle pluraliste où, pour l’individu, il y a autant de manières de devenir grand ou petit que de systèmes de valeurs“ (Duret 2009: 448)

Damit sind nicht einzelne Logiken oder Parameter entscheidend dafür, ob Hobby-sportlerInnen im Wettbewerb und anderen kompetitiven Formen erfolgreich sind, sondern eine Vielzahl unterschiedlicher Faktoren und Bezüge, die soziokulturell ein-

gebettet sind und subjektiv gedeutet werden. Eine Pluralisierung und Personalisierung von kompetitiven Motiven bedeutet auch, dass eine positive Bezugnahme auf und Distinktion über den Sport nicht nur über Siege funktioniert, sondern auch über relativ gute und persönlich als gut empfundene Leistungen. Das erfolgreiche Beenden eines Marathons, eine Platzierung im Mittelfeld oder die Verbesserung der eigenen Leistung sind Beispiele für leistungsmäßige Kriterien; in Beziehung gesetzt werden müssen diese jedoch mit anderen Motiven wie dem Spaß am Sport, dem Naturerleben oder dem Ausgleich vom Berufsleben, um die spezifische Zusammensetzung der jeweiligen kompetitiven Orientierung in den Blick zu nehmen. Diese Pluralisierung von unterschiedlichen Motiven, die zum Teil nicht kompetitiv sind und sich zum Teil nachgerade gegen kompetitive Logiken wenden, bedeutet nicht, dass Wettbewerbsorientierungen und kompetitive Praktiken im freizeitsportlichen Rennradfahren abwesend sind. Vielmehr wird hieran eine Vermischung unterschiedlicher Motive deutlich, die situativ wirksam oder verdrängt werden und je nach SportlerIn, Format oder Umfeld konfiguriert sind. Eine solche Perspektive auf kompetitive Orientierungen erfordert nicht nur eine Differenzierung verschiedener Wettbewerbsformen (Nullmeier 2002: 157), sondern auch die Analyse subjektiver Interpretationen und soziokultureller Deutungsangebote, um ihre Situiertheit vor dem Hintergrund der Pluralisierung und Personalisierung verstehen zu können. Pluralisierung und Personalisierung bedeuten auch, dass die Maßstäbe, nach denen SportlerInnen ihre Leistungen bewerten, nur zum Teil festgeschrieben sind und dem Wandel unterliegen. Subjektive Interpretationen, Änderungen von sportspezifischen Formaten oder auch die Zusammensetzung von Trainingsgruppen können diese beeinflussen und zum Gegenstand von Auseinandersetzungen machen. Damit hängt auch zusammen, dass die Erwartungshorizonte von BreitensportlerInnen meist nicht absolut, sondern relativ sind: es gibt eine Unsicherheit bezüglich der Beurteilung und Verortung der eigenen Leistung, die sich nicht über stabile Kriterien einordnen lässt. Bewertungsmaßstäbe sind in diesem Sinne kontingent und müssen in Beziehung zu anderen SportlerInnen gesetzt werden. Nicht allein die Differenz der Platzierung in Wettbewerbsformaten, sondern auch die Differenz unterschiedlicher Bewertungsmaßstäbe sind entscheidend für die jeweiligen Ausprägungen kompetitiver Orientierungen – dies erfordert die Erforschung von Relationierungen.

Teil der Pluralisierung von Motiven ist zudem die Gleichzeitigkeit von teilweise widersprüchlichen Orientierungen: ein Breitensportlicher Rennradfahrer kann auf einer Trainingsausfahrt zugleich das Ziel verfolgen, sich zu entspannen, Zeit mit Freunden zu verbringen oder Natur zu erleben. Kompetitive Elemente wie der Versuch, die Kuppe eines Berges zuerst zu erreichen oder im Sprint um ein Ortsschild Schnellster zu sein, sind damit jedoch nicht ausgeschlossen. Diese Gleichzeitigkeit reicht über die relativ kurze Dauer von einzelnen Ausfahrten hinaus – auch eine genaue Trainingsplanung zur Steigerung der eigenen Leistung und zum besseren Abschneiden in Wettbewerbsformaten sowie die rationalisierte Integration des Sports in den Alltag können neben Motiven etwa der Geselligkeit, des Ausgleichs oder der Gesundheit existieren. Damit wird die Verschränkung unterschiedlicher Motive zu einem gewichtigen Punkt in der Analyse kompetitiver Muster. Zu fragen ist demnach, wann und wie spezifische Motive in den Vordergrund treten, wie sie jeweils miteinander

verknüpft sind und wie sich Wechsel zwischen unterschiedlichen Motiven vollziehen. Ein wichtiger Aspekt dabei sind Wettbewerbsformate, die die Betonung kompetitiver Motive begünstigen. Ob und in welcher Intensität sportliche Konkurrenz und Wettbewerbsorientierungen zu Tage treten, wird zu großem Anteil von sportlichen Formaten beeinflusst. Ob also SportlerInnen an sonntäglichen Trainingsausfahrten oder an Jedermannrennen teilnehmen, bei denen Kompetitivität über Zeitnahme, Ranglisten und Siegerehrungen in den Vordergrund tritt, hat Einfluss auf die Gewichtung von kompetitiven Motiven.

Situativität und ephemere Stimuli

Die Teilnahme am sportlichen Wettbewerb und anderen kompetitiven Formaten ist vor dem Hintergrund von Motivpluralisierungen im Breitensportlichen Rennradfahren zu verstehen. Kompetitive Orientierungen und Praktiken verbleiben dabei oftmals nur im Hintergrund oder sind nachgeordnet, können aber situativ wirkmächtig werden und in den Vordergrund rücken. Sie werden von sportlichen Formaten, die Wettbewerbsorientierungen beinhalten, begünstigt. Darüber hinaus werden sie jedoch auch von situativen Elementen und ephemeren Stimuli beeinflusst. In den Narrationen meiner Interviewpartner werden solche Situationen als Umbruchmomente gerahmt, in denen ein Wechsel von einer nicht-kompetitiven zu einer situativ kompetitiven Orientierung stattfindet. Angesprochen werden dann z. B. Trainingssituationen, in denen ein anderer Rennradfahrer vor jemandem auftaucht und dieser dann alles dafür tut, diese Person einzuholen – auch wenn dies eigentlich dem geplanten Training widerspricht. Besonders gilt dies für Situationen an Anstiegen, bei denen gemütliche Trainingsausfahrten zu Rennen werden, wenn BreitensportlerInnen versuchen, sich zu überbieten. Im kulturellen Repertoire von RennradfahrerInnen spielt zudem der sogenannte Ortschaftssprint eine große Rolle, bei dem – abgestimmt, aber auch spontan – darum gesprintet wird, wer das Ortschaftschild der nächsten Ortschaft zuerst erreicht. Auch in Rennsituationen, in denen sich Möglichkeiten ergeben, besser als eigentlich geplant abzuschneiden, sind solche situativen kompetitiven Reize zu beobachten (vgl. Groth 2014: 50). Während kompetitive Motive also sowohl vor als auch nach der sportlichen Aktivität oder dem Wettbewerb als nachrangig und sekundär eingeordnet werden können, treten sie in bestimmten Situationen deutlich zu Tage:

„In den Biographien von Laufbewegten bleibt allerdings der Leistungsaspekt auch jetzt durchaus virulent; er mag überformt sein von anderen Bedeutungen, zeitweise bedeutungslos werden, immer aber steht er bereit, sich wieder in den Vordergrund zu schieben.“ (Lutz 1989: 200)

Bestimmte Atmosphären wie jubelnde Zuschauer an der Strecke, das Erkennen eines Teamkollegen oder Rennsituationen können einen situativen Wandel zwischen Kompetitivität und anderen Motiven bedingen, durch den dann kompetitive Orientierungen vordergründig werden. Dies verweist auf einen nur eingeschränkten Nutzen von Typologien, um sich der Kompetitivität von BreitensportlerInnen anzunähern. Zu-

dem erfordert dies extensive ethnografische Zugriffe auf körperliche Praktiken und Sport als Performanz (Honer 2011; Groth und Krahn 2017), um situative Elemente und kompetitive Stimuli des Breitensportlichen Rennradfahrens fassen zu können, die teilweise ephemere, spontan und temporär (Groth 2014) sind und auf die Fragilität von Kompetitivität als kulturelles Muster verweisen. Dies zeigt sich zudem in der Äußerung nur indirekter Wettbewerbsambitionen („Ich möchte gewinnen.“ / „Ich möchte besser sein als er.“), und einer starken Präsenz von abschwächenden und relativierenden Phrasen („Ich möchte meine Leistung beibehalten / verbessern.“ / „Eigentlich geht es mir nicht um Leistung.“) Im Gegensatz zum Profi- oder Amateursport ist damit ein direkter Bezug auf Leistungsprinzipien trotz gegenwärtiger Entwicklungen in Jedermannrennen eher schwach, abgesehen von einer sehr wettbewerbsorientierten Spitzengruppe. Die Teilnahme an expliziten Wettbewerbsformaten ist zwar auch kompetitiv, aber nicht nur. Eine Wettbewerbsorientierung ist bei SportlerInnen vorhanden, jedoch oftmals relativierend, implizit und situativ. Wohlgermerkt können kompetitive Motive auch situativ sehr deutlich gerichtet sein, wenn etwa zwischen befreundeten SportlerInnen eine länger bestehende Konkurrenz um die schnellste Zeit an einem Berg vorliegt. In Interviews in diesem Bereich zeigt sich auch, dass der Wettbewerbsgedanke insbesondere dann präsent ist, wenn es darum geht, sich mit bekannten Fahrern zu messen.

Die Situativität von kompetitiven Ambitionen ist eng gekoppelt mit Motivpluralisierungen. Die Überlagerungen unterschiedlicher Motivationen bei der Ausübung des Sports sind dabei mit Handlungsorientierungen verknüpft, die in direkten Wettbewerbssituationen am Berg oder im Zielsprint stark kompetitiv werden können. Bezogen auf das gesamte Rennen oder allgemeiner auf Trainingsanstrengungen sind diese Motive jedoch nicht auf die Spitze, sondern eher auf die Mitte gerichtet. Bei situativen und ephemeren kompetitiven Situationen liegen dabei meist keine Vergleiche mit TopsportlerInnen vor, sondern es lässt sich die Konstruktion von Vergleichsdimensionen beobachten. Wenn am Berg jemand an einem „vorbeizieht“, der deutlich schneller ist und – beispielsweise über ein Trikot – auch als guter Amateurfahrer erkennbar ist, dann liegt ein anderer Stimulus vor, als wenn es ein Trainingskollege ist, mit dem man sich bereits in früheren Situationen gemessen hat. Daran wird deutlich, dass es relative Erwartungshorizonte gibt und Vergleichsdimensionen abhängig von unterschiedlichen Faktoren konstruiert werden.

Segmentierungen: Konstruktion von Vergleichsdimensionen

Kompetitive Orientierungen beim Breitensportlichen Rennradfahren sind pluralisiert, personalisiert und werden situativ wirksam. Vor dem Hintergrund von Motivpluralisierungen ist der Sieg im sportlichen Wettbewerb nicht das maßgebliche Ziel der von mir untersuchten SportlerInnen, spielt jedoch sowohl im Sinne ephemere kompetitiver Stimuli wie auch im Rahmen von deutlich wettbewerbsorientierten Formaten weiter eine Rolle. SportlerInnen orientieren sich dabei nicht an absoluten Messwerten oder an SpitzensportlerInnen. Die Vergleiche, die für die BreitensportlerInnen Gültigkeit haben, richten sich auf den sozialen Nahraum, also auf TrainingspartnerIn-

nen, bekannte SportlerInnen oder auch auf solche, mit denen Verbindung über Online-Plattformen bestehen. Gekoppelt sind diese mit relativen Erwartungshorizonten in Bezug auf diese SportlerInnen. Bei den von mir untersuchten Breitensportlichen RennradfahrerInnen vollziehen sich solche Relationierungen häufig mit Bezug auf eine Mitte: das Mithalten mit dem Mittelfeld wird dabei als positiver Orientierungspunkt gerahmt, der kein Defizit darstellt, sondern eine positive Verortung, die mit je spezifischen Konstellationen von Motiven einhergeht. Damit wird nicht die Spitze im sportlichen Wettbewerb oder der eigenen Leistung angestrebt, sondern Ergebnisse und Potentiale, die sich sowohl nach unten gegenüber schwächeren FahrerInnen wie auch nach oben gegenüber starken, teils semiprofessionellen SportlerInnen abgrenzen.

Platzierungen im sportlichen Mittelfeld bei Wettbewerbsformaten oder Leistungsdaten aus dem Training, die nicht ausgezeichnete, aber doch sehr gute Werte für BreitensportlerInnen darstellen, stellen in diesem Sinne keine Niederlage dar. Zum einen ist die Zufriedenheit mit dieser mittleren Einordnung über die Pluralisierung von Motiven zu verstehen, die das Streben nach der Spitze nicht absolut setzt, sondern mit anderen Faktoren in Beziehung setzt. Neben diesen Motivpluralisierungen und der Personalisierung von Leistung im Breitensportlichen Rennradfahren lassen sich noch andere Begrenzungen ausmachen. So ist das Leistungsniveau bei Jedermannrennen in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen. Inzwischen nehmen auch ehemalige Profisportler oder leistungsstarke Amateure an den Rennen teil. Auch die Zahl von gesponserten Teams steigt: Ihnen werden hochwertige Rennräder gestellt und sie bestreiten mehrere gemeinsame Trainingslager im Jahr, bei denen auch Teamstrategien und spezifische Rennplanungen besprochen werden. Der Trainingsumfang von solchen SpitzenfahrerInnen lässt sich nur schwer von BreitensportlerInnen realisieren, die sich nicht in diesem Maße auf den Sport fokussieren. In den meisten Jedermannrennen werden der Sieg und die oberen Platzierungen zwischen den FahrerInnen dieser Teams ausgetragen, die die Rennen in vielen Fällen deutlich vor zwar ambitionierten, aber weniger leistungsfähigen HobbysportlerInnen beenden. Während es einigen meiner InterviewpartnerInnen bei früheren Auflagen von Jedermannrennen noch realistisch erschien, sich durch hartes und kontinuierliches Training so zu verbessern, dass auch ein Platz auf dem Podium in der Gesamtwertung oder in der jeweiligen Altersklasse möglich ist, lässt sich zwischenzeitlich eine Verschiebung dieser Erwartungshaltung feststellen. Die Leistungsdichte in vielen Jedermannrennen ist in einem solchen Maß gestiegen, dass die Annahme einer vorderen Platzierung ohne eine intensive Trainingsplanung und Fokussierung auf den Breitensport unrealistisch geworden ist. Der Grund hierfür ist nicht notwendigerweise alleine die fehlende Möglichkeit der Zielerreichung, also die Begrenzung der prinzipiellen Leistungsfähigkeit, sondern kann auch in der fehlenden Bereitschaft liegen, kompetitive Motive ganz nach vorne zu stellen. Angesichts der fortwährenden Präsenz kompetitiver Orientierungen geht dies mit der Konstruktion von Vergleichsdimensionen einher, die für SportlerInnen noch realistisch oder angemessen erscheinen. Mit wem vergleichen sich also ambitionierte BreitensportlerInnen im Rennradsport, wenn sie an Wettbewerben teilnehmen oder trainieren?

Vergleichsdimensionen sind zu einem großen Teil bereits präfiguriert, also in dem Sinne vorgeformt, dass SportlerInnen auf sozial wirksame Vergleichskriterien Bezug

nehmen können. Das primäre Unterscheidungsmerkmal ist der Aspekt, ob es sich um professionelle SportlerInnen, um Amateure oder aber nur um Hobby- und FreizeitsportlerInnen handelt. Diese drei Kategorien sind relativ undurchlässig, gestatten es aber zum Beispiel guten AmateursportlerInnen, sich bei einigen Rennen mit ProfisportlerInnen zu messen oder HobbysportlerInnen, gemeinsam mit Amateuren an Wettbewerben teilzunehmen. Abgesehen von der untersten Stufe der Amateure – die C-Klasse – beziehen sich BreitensportlerInnen bei ihren Vergleichen meist nicht auf die oberen Stufen (B- und A-Lizenzen, sogenannte *Halbprofis* der KT-Klasse oder Profis), sondern mit anderen Aktiven der *Hobby*-Klasse. Im Breitensport ist zudem der Vergleich innerhalb der eigenen Altersklassen ein Beispiel für die Segmentierung von Vergleichsdimensionen. Diese finden sich ebenso in vielen Wettkampfgremien und damit auch als Unterteilungen in Ergebnislisten. Siegerehrungen bei Jedermannrennen werden zudem in vielen Fällen für jede Altersklasse durchgeführt. Die unter Rennrad-sportlerInnen sehr beliebte Online-Plattform *Strava*⁶, auf der sich Trainings hochladen, analysieren und mit anderen SportlerInnen teilen lassen, führt zusätzlich zu Altersklassen auch Unterscheidungen ein wie „Meine Ergebnisse“, „Dieses Jahr“, „Leute, denen ich folge“, oder SportlerInnen in gemeinsamen „Clubs“. Zudem ist es auf *Strava* auch möglich, Leistungen in Bezug zur eigenen Gewichtsklasse (54 kg und leichter, zwischen 55 kg und 65 kg und so weiter) zu vergleichen – für den Rennradsport ist diese Differenzierung relevant, da schwere FahrerInnen auf flacher Strecke aufgrund der größeren Muskelmasse Vorteile haben, während leichtere FahrerInnen wegen des geringeren Gewichts Berge besser bewältigen können. In virtuellen Trainingsumgebungen lässt sich eine ähnliche Präfiguration von Vergleichsdimensionen ausmachen. Hier werden Rennräder auf stationären Rollentrainern montiert und über Smartphones oder Computer mit dem Internet verbunden. In simulierten 3D-Welten wie *Zwift* schließen sich SportlerInnen aus verschiedensten Ländern zusammen und nehmen zu vereinbarten Zeitpunkten an virtuellen Rennen teil, bei denen auf dem Bildschirm Avatare als Repräsentation der SportlerInnen in der Geschwindigkeit gegeneinander fahren, die ihrer Leistung auf den realen Rollentrainern entspricht. Für die Geschwindigkeit in den simulierten Anstiegen im Rennen ist jedoch nicht die absolute Leistung in Watt entscheidend, sondern die relative Leistung in Watt pro Kilogramm. Schwere und kraftvolle FahrerInnen können sich so mit leichteren SportlerInnen messen, gegen die sie im realen Leben an Anstiegen keine Chance hätten. Über solche Präfigurationen ist ein deutlich differenzierterer Vergleich möglich, der Leistungen in Beziehung mit selbst wählbaren Kategorien setzt. Im Vergleich mit einem ähnlich schweren, alten und ambitionierten Sportler erscheint die eigene Leistung anders – meist besser – als im Vergleich mit jüngeren, leichteren FahrerInnen, die in einer höheren Lizenzklasse fahren.

Eine solche Segmentierung und Differenzierung von Vergleichsdimensionen wird ermöglicht durch Techniken der Quantifizierung, Rationalisierung und Transparenz: Neben etablierten Messwerten wie Geschwindigkeit, Herzfrequenz und Distanz kommen in den letzten Jahren auch im Breitensport Leistungsmesser zum Einsatz, die eine genauere Bestimmung von Trainings- und Wettbewerbsanstrengungen ermöglichen

6 <http://www.strava.com>

und zur Leistungsanalyse und Trainingssteuerung genutzt werden können. Radfahrten sind so detaillierter quantifizierbar und mithilfe von Analysetools auch besser planbar. Über die breite Verfügbarkeit von Wissen über Trainingsmethodologie und Trainingspraxis lassen sich Trainingspläne stärker rationalisieren und Trainingsaufwänden besser planen. Wie durchgreifend dabei instrumentelle Vorstellungen von Optimierung und Rationalisierung sind, zeigen Trainingsratgeber wie „The Time Crunched Cyclists“ oder „Triathlon für Berufstätige“: Mit geringem Aufwand, so das Versprechen, lassen sich gute Ergebnisse erzielen, da Leistungspotentiale nicht durch unnütze Einheiten verschenkt werden. Prinzipiell können BreitensportlerInnen vor dem Hintergrund solcher Prozesse wie Profis trainieren – Technik wie auch Wissen dafür stehen zur freien Verfügung und sind mittlerweile im Breitensport weit verbreitet. Hinzu kommen Techniken der Transparenz, die eine Analyse von Trainingsdaten und einen Vergleich der eigenen Leistung auf der Zeitachse ermöglichen. Analysesoftware und Online-Plattformen ermöglichen die genaue Nachverfolgung der eigenen sportlichen Entwicklung. Transparenz bezieht sich darüber hinaus auf die Tatsache, dass diese Indikatoren mit anderen verglichen werden können. So kann über sogenannte ‚Segmente‘ eingesehen werden, wie lange man selbst oder andere FahrerInnen braucht, um beispielsweise einen Berg zu erklimmen. Verglichen werden können somit *räumlich* verortete Leistungen – die Zeit, die für eine spezifische Strecke benötigt wird – von SportlerInnen, die sich unterschiedlichen Kategorien zuordnen lassen. Damit liegen Verknüpfungen technischer Möglichkeiten mit sozialen Relationen vor, die eine differenzierte *leistungsmäßige* Verortung ermöglichen – plausible Vergleichsdimensionen sind hier nicht mehr die Spitze von Wettbewerbsformaten, sondern eine Vielzahl segmentierter Leistungen. Dabei liegt anders als bei früheren Massenveranstaltungen (Lutz 1989: 200) nicht notwendigerweise eine Anonymisierung von KonkurrentInnen mehr vor, da andere SportlerInnen medial über Online-Plattformen greifbarer werden. Neben der Präfiguration von Vergleichsdimensionen ist aber auch die eigene Leistung ein wichtiger und gültiger relativer Bezugspunkt. Hier wird der „Läufer selbst zu seinem schärfsten Rivalen“ und man „läuft gegen sich selbst“ (ebd.).

Anstelle des absoluten Vergleiches im Wettbewerb, bei dem alleine die Gesamtplatzierung zählt, lässt sich im Breitensportlichen Rennradfahren eine Betonung von oder eine Fokussierung auf relative Vergleichsdimensionen feststellen. Die Verbesserung der eigenen Zeit relativ zu früheren Ergebnissen, das bessere Abschneiden im Verhältnis zum Trainingspartner oder auch eine Platzierung unter den ersten 50, 100 oder 200 werden dabei je nach Größe und Format des Rennens als persönliche Erfolge und als Zielerreichen gefeiert. Diese relationierte Zielerreichung ist wohlgemerkt nicht voraussetzungslos, sondern erfordert – je nach Ziel – intensive Vorbereitung über Trainingsplanung und -leistungen, Materialwahl oder Fokussierung auf den Sport. Ausgerichtet ist sie nicht auf die Spitze, sondern auf relationale Vergleichsdimensionen. Diese können direkt über Bezüge auf TrainingspartnerInnen oder bekannte SportlerInnen entstehen, aber auch indirekt mit Bezug auf unbekannte SportlerInnen oder Ranglisten und Leistungseinteilungen auf Online-Plattformen. Bei solchen indirekten Relationierungen setzen sich SportlerInnen zu nicht anwesenden oder unbekanntem SportlerInnen in Beziehung, indem sie z. B. von anderen FahrerInnen aufgezeichne-

te Zeiten an Anstiegen oder Ergebnisse in Rennen mit der eigenen Zeit vergleichen.⁷ Neben diesem in Beziehung Setzen zu Leistungs- und Sozialgruppen, die realistische Vergleichsgrößen darstellen, spielt also auch ein in Beziehung Setzen zu nicht anwesenden und unbekanntem SportlerInnen eine Rolle. Bei beiden Formen wird Differenz gegenüber anderen SportlerInnen erzeugt, die jeweils kompetitiven Charakter hat. Diese Individualisierung von Leistung, die sich nicht mehr auf absolute Kriterien von Sieg oder Niederlage bezieht, kann sich, im Training und in Rennen, auf die virtuelle Nähe zwischen FahrerInnen und deren Leistung beziehen. Das heißt, dass es eine gesteigerte Anzahl von Vergleichsmöglichkeiten und damit Relationalitäten zu anderen FahrerInnen gibt, die keine professionellen Wettbewerbsformen imitiert, aber eine Abstufung von Wettbewerb zwischen Alters-, Gewichtsgruppen etc. vornimmt und damit direkte Wettbewerbsanreize schafft. Ausgerichtet sind diese aber nicht um die Spitze, sondern um eine spezifisch konturierte Gruppe, die sich in der Mitte verorten lässt und sich nach oben und unten abgrenzt. Die Konstruktion von Vergleichsdimensionen dabei ist subjektiv und situativ, richtet sich also nicht ausschließlich nach den relativ objektiven Kriterien wie Altersklasse oder Unterscheidungen zwischen Profi- und HobbysportlerInnen. In den Blick kommen damit auch subjektive Sichtweisen auf die Angemessenheit von Vergleichskriterien (vgl. Groth 2015: 76): wie wird also subjektiv entschieden, ob nicht nur die Leistung, sondern auch die selbstgewählten Vergleichskriterien für den jeweiligen Sportler angemessen sind?

Schlussbemerkungen: Wettbewerb ums Mittelmaß?

Inwiefern kann also für das Breitensportliche Rennradfahren von einer Konkurrenz ums Mittelmaß gesprochen werden? Dieser Beitrag hat gezeigt, dass es bei kompetitiven Motiven der von mir untersuchten BreitensportlerInnen um die Erzeugung von Differenz geht, also darum, gegenüber anderen SportlerInnen oder auch kategorialen Einordnungen eine *angemessene* Position zu erreichen. Diese Handlungsorientierung oder Motivlage entspricht nicht einer „Sieg / Niederlage“-Codierung, die für den Spitzensport angenommen werden kann – die angemessene Position kann also auch bedeuten, dass man im Vergleich zu einem anderen Sportler schlechter abschneidet, aber mit der Leistung dennoch zufrieden ist, da es sich beispielsweise um einen jüngeren, erfahreneren Sportler handelt, der in einer anderen Leistungsklasse fährt. Stattdessen lassen sich graduelle Codierungen beobachten, bei denen zwischen unter- und überlegenen SportlerInnen unterschieden wird. Diese Unterscheidung ist aber nicht nur absolut wirksam, also etwa innerhalb eines Rennens zwischen den vorderen Fahrern, sondern auch relational und subjektiv, indem Differenz anhand von konstruierten Vergleichsdimensionen hergestellt wird. Für viele BreitensportlerInnen sind diese Vergleichsdimensionen nicht auf die absolute Spitze ausgerichtet, sondern orientieren sich an einem Mithalten mit dem Mittelfeld, das unterschiedlich konturiert und dabei zum Teil auch subjektiv ausgehandelt wird. ‚Überlegen‘ oder ‚unterlegen‘ sein ist damit

7 Vgl. den Beitrag von Krahn in diesem Band zur Rolle von Sportuhren und anderen technischen Hilfsmitteln bei dieser indirekten Relationierung.

kein objektives Kriterium, sondern Teil von alltagskulturellen subjektiven Aushandlungen, die mit Motivpluralisierungen verknüpft sind, bei denen Motive wie Spaß, Fitness und Gesundheit, aber auch kompetitive Motive eine Rolle spielen. Diese sind nicht immer vordergründig, sondern werden situativ wirksam, insbesondere im Rahmen bestimmter expliziter Wettbewerbsformate wie Jedermannrennen. Auch in Trainingssituationen können sie als direkter Vergleich mit anwesenden oder als indirekter Vergleich mit abwesenden SportlerInnen wirksam werden. Diese Relationierung verweist auf die Präsenz kompetitiver Orientierungen im Alltag und auf das Wechselspiel zwischen Kompetitivität und nicht-kompetitiven Motiven. Kompetitive Orientierungen sind dabei nicht nur Handlungs-, sondern auch Normorientierungen, die z. T. eine Stigmatisierung von übermäßigem Leistungsstreben oder Ehrgeiz vornehmen oder mit Handlungsmustern der Kooperation und anderen Gegenentwürfen zu Wettbewerbsstreben verbunden sind.

Mit dem Blick auf die Konstruktion von Vergleichsdimensionen wird deutlich, wie Kompetitivität individuell und alltäglich ausgehandelt und interpretiert wird, wie also aus subjektiver Perspektive jeweils mit kompetitiven Situationen in expliziten Wettbewerbsformaten und anderen Kontexten umgegangen wird. Dabei ist die Konstruktion von Vergleichsdimensionen nicht nur im Breitensport, sondern auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen ein wichtiger Aspekt. Zu fragen ist hier etwa, ob bei kompetitiven Orientierungen „intuitiv eingesetzte Vergleichskriterien“ oder „explizit artikuliert Maßstäbe“ (Nullmeier 2016: 58) zum Einsatz kommen und wie ritualisiert oder routiniert Prozesse des kompetitiven Vergleichs ablaufen. In den Blick gerät auch die Frage, wie Vergleichsräume und damit auch Wettbewerbsräume konstruiert werden, innerhalb deren dann komparative Formen auftauchen. Mit der Pluralisierung von Vergleichsdimensionen geht dabei auch eine Pluralisierung von Kriterien der Legitimität einher, also der Maßstäbe, die über Erfolg und Misserfolg entscheiden. Diese richten sich nicht immer auf die Ausschöpfung von Leistungspotentialen oder auf eine Optimierung bis zum Letzten. Motivpluralisierungen und die Segmentierung von Vergleichsdimensionen sind Ausdruck von Orientierungen, die nicht auf absolute Kriterien gerichtet sind, sondern sich oftmals am sportlichen Mittelfeld orientieren. Im Spektrum, in dem unterschiedliche Leistungen jeweils legitim sind, hat man es nicht mit binären Oppositionen, sondern mit graduellen Codierungen zu tun, bei denen die BreitensportlerInnen sich zwar gegen schlechtere SportlerInnen abgrenzen, das Nicht-Erreichen der Spitze jedoch nicht als Niederlage interpretieren. Verbunden sind solche Verortungsprozesse mit Debatten um Normalisierung (vgl. Link 1997; Waldschmidt 2004), sie sind jedoch deutlich pluraler und differenzierter.

Um die Pluralisierung und Personalisierung von Vergleichsdimensionen wie auch von graduellen Codierungen zu verstehen und um deren alltagskulturelle Aushandlungen in den Blick nehmen zu können braucht es empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung. Die Pluralisierung von Motiven und auch deren Temporalität verweisen auf miteinander verknüpfte Motivationssphären, auf Überlappungen von unterschiedlichen Orientierungen sowie auf die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Konzepte. Eine Wettbewerbsorientierung an der Spitze kann damit im Sinne von Überlagerungen oder Widersprüchen zwischen unterschiedlichen Motiven zur gleichen Zeit wie eine Orientierung am Mittelmaß vorliegen, dann aber situativ wechseln. Die Gerichtetheit

auf den Wettbewerb in ‚reiner‘ und prominenter Form muss damit ebenso wenig die Regel sein wie die direkte Äußerung der Wettbewerbsdimension. Dabei ist der Wettbewerbsgedanke als kulturelles Muster nicht nur bei solchen Fahrern sichtbar, die sehr direkt ihre Ambitionen auf den Sieg oder gute Leistungen äußern, sondern auch bei jenen, die auf den ersten Blick ein geringeres Interesse hierfür zeigen. Die Durchgängigkeit von Kompetitivität als kulturelles Muster bezieht sich nicht nur auf BreitensportlerInnen, die sehr offen ihre Ambitionen äußern, sondern auch auf solche, die andere Motive in den Vordergrund rücken und eher positive Bezüge auf die Mitte in unterschiedlicher Form semantisieren („relativ vorne“, „so gut wie mein Trainingspartner“, „unter vier Stunden“, „dranbleiben“, „mithalten“, „mich verbessern“). Medialisierungen und kulturell vermittelte Trends haben darüber hinaus einen Einfluss auf die Art und Weise, wie bestimmte Kriterien als legitim erachtet werden. So ist beispielsweise die Bewältigung eines Marathons eine Leistungsprüfung, bei der niemand der BreitensportlerInnen eine Platzierung auf den vorderen Plätzen erreicht. Dennoch sind hier zwar keine objektiven Skalen, aber medialisierte und soziokulturell kontingente Maßstäbe wirksam, die beständig neu verhandelt und ausgehandelt werden: eine ‚gute‘ Zielzeit unter drei Stunden etwa ist weit entfernt von Siegzeiten, von der Ausrichtung nichtsdestotrotz hochgradig kompetitiv.

Die Popularität und Möglichkeit von großen urbanen Events spielen für die Medialisierung und Vermittlung solcher Leistungskriterien eine Rolle. Ebenso sind die Erhöhung von Transparenz, die Verfügbarkeit einer großen Datenmenge über Training und Leistung und das Wissen, diese auch analysieren zu können, wichtige Aspekte für eine Emergenz von Wettbewerbsmustern im Freizeit- und Breitensport. Hinzu kommen Prozesse der Quantifizierung und Rationalisierung des Sports, die Relationalität und Situativität von Konkurrenz, die Transparenz von eigentlich indirekten Wettbewerbssituationen und technologische Faktoren mit Einfluss auf Wettbewerbskonfigurationen. Diese müssen bei der Analyse von kompetitiven Orientierungen in den Blick genommen werden. Bei einem solchen Verständnis von Kompetitivität wird deutlich, dass sie als Handlungsorientierung zwar an stabile Formate wie Wettbewerbe und festgelegte Kriterien gebunden sein kann, prinzipiell aber auch situativ, spontan und ephemere greifen kann. Die Pluralisierung und Personalisierung kompetitiver Motive bedeutet zudem, dass die Teilnahme an expliziten Wettbewerbsformaten wie auch an anderen kompetitiven Formen nicht zwangsläufig auf die Spitze gerichtet ist – für viele BreitensportlerInnen ist eine Platzierung im Mittelfeld damit keine Niederlage, sondern eine Zielerreichung auf Grundlage einer spezifischen Konstruktion von Vergleichsdimensionen.

Literatur

- Anders, Georg (2008): Soziologie des (Hoch-)Leistungssports. In: soFid Freizeit – Sport – Tourismus 1: 9–20.
- Barthes, Roland (2010): Die Tour de France als Epos. In: ders.: Mythen des Alltags. Frankfurt a. M.: 143–156.
- Bausinger, Hermann (2015): Ergebnisgesellschaft. Facetten der Alltagskultur. Tübingen.

- BDR (2013): Bundeshauptversammlung 23. März 2013 in Gelsenkirchen. Jahresberichte 2012. Frankfurt.
- Berking, Helmuth/Neckel, Sighard (1993): Urban Marathon: The Staging of Individuality as an Urban Event. In: *Theory, Culture & Society* 10/4: 63–78.
- Bette, Karl-Heinrich/Schimank, Uwe (1995): Doping im Hochleistungssport. Anpassung durch Abweichung. Frankfurt a. M.
- Boltanski, Luc (1990): *L'Amour et la justice comme compétence*. Paris.
- Bourdieu, Pierre (1986): Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports. In: *Merkur* 39: 575–590.
- Bröckling, Ulrich (2014): Wettkampf und Wettbewerb: Semantiken des Erfolgs zwischen Sport und Ökonomie. In: *Leviathan* 42/29: 92–102.
- ____ (2008): *Das unternehmerische Selbst*. Frankfurt a. M.
- Duret, Pascal (2009): *Sociologie de la compétition*. Paris.
- Graf, Simon (2013): Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund: Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen. In: *Body Politics* 1/1: 139–157.
- Groth, Stefan/Krahn, Yonca (2017): Sensing Athletes. Sensory Dimensions of Recreational Endurance Sports. In: *Journal of Ethnology and Folkloristics* 11/2: 3–23.
- Groth, Stefan (2015): Situiertere Knappheit: Kooperative und normative Dimensionen des Umgangs mit begrenzten Ressourcen. In: Tauschek, Markus/Grewe, Maria (Hg.): *Knappheit, Mangel, Überfluss: Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*. Frankfurt a. M.: 57–80.
- ____ (2014): Quantified Cyclists and Stratified Motives: Explorations into Age-Group Road Cycling as Cultural Performance. In: *Ethnologia Europaea* 44/1: 38–56.
- Habermas, Jürgen (1958): Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: Funke, Gerhard (Hg.): *Konkrete Vernunft: Festschrift für Erich Rothacker*. Bonn: 219–231.
- Hitzler, Roland (1991): Ist Sport Kultur? In: *Zeitschrift für Soziologie* 20/6: 479–487.
- Honer, Anne (2011): *Kleine Leiblichkeiten: Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden.
- Kaschuba, Wolfgang (1989): Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwertes. In: *Sportwissenschaft* 19/2: 154–171.
- Krahn, Yonca/Groth, Stefan (2017): Sport und Sinne: Eine Hinführung. In: Braun, Karl u. a. (Hg.): *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt*. Würzburg: 462–467.
- Link, Jürgen (1997): Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird. *Op-laden*.
- Lutz, Ronald (1989): Volkslauf in der Bundesrepublik Deutschland: Wurzeln, Wandlungen, Tendenzen. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 85: 188–205.
- Nullmeier, Frank (2016): Politische Theorie des Komparativs. Soziale Vergleiche und gerechte Gesellschaft. In: *Mittelweg* 36/25, 2: 56–73.
- ____ (2002): Wettbewerbskulturen. In: Müller, Michael u. a. (Hg.): *Der Sinn der Politik. Kulturwissenschaftliche Politikanalysen*. Konstanz: 157–175.
- Rigauer, Bero (2015): Die Erfindung des menschlichen Körpers in der Soziologie. Eine systemtheoretische Konzeption und Perspektive. In: Gugutzer, Robert (Hg.): *Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Wiesbaden: 57–79.
- ____ (1969): *Sport und Arbeit: Soziologische Zusammenhänge und ideologische Implikationen*. Frankfurt a. M.
- Schönberger, Klaus (2003): Arbeit und Freizeit – Integration oder Entgrenzung? Wandel der Erwerbsarbeit: Überlegungen für eine subjektorientierte Empirische Kulturwissenschaft / Europäische Ethnologie. In: Hess, Sabine./Moser, Johannes (Hg.): *Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie*. Graz: 141–166.
- Schulze, Bern (2005): *Sportarten als soziale Systeme*. Münster.
- Stichweh, Rudolf (1990): Sport. Ausdifferenzierung, Funktion, Code. In: *Sportwissenschaft* 20: 373–389.

- Tauschek, Markus (2013): Kulturen des Wettbewerbs: Formationen kompetitiver Logiken. Münster.
- ___ (2012): Wettbewerbskulturen? Eine kulturanthropologische Problemskizze. In: Zeitschrift für Volkskunde 108/2: 177–197.
- Waldschmidt, Anne (2004): Normalität. In: Bröckling, Ulrich. u. a. (Hg.): Glossar der Gegenwart: Normalität. Frankfurt a. M.: 190–196.